Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Elisabeth [Fortsetzung]
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576392

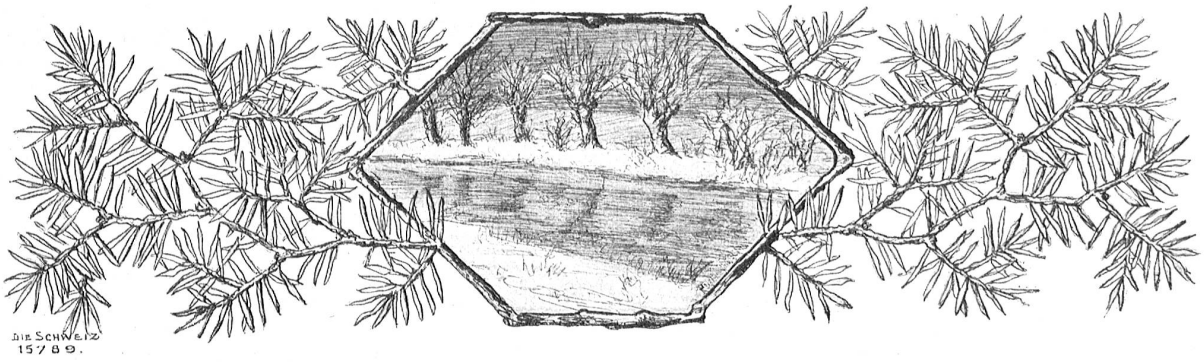
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Elisabeth

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Jakob Schaffner, Basel-Berlin.

Siebentes Kapitel.

Herr Wirtlein lebte ziemlich einsam mit seiner alten Mutter auf einem schönen Gehöfte. Er war ein freundlicher, tätiger Mann, untadelhaft in seinem Lebenswandel, gebildet und kunstsinnig. Von der letztern Eigenschaft zeugten allerlei hübsche Bilder, die, von seiner Hand verfertigt, die Wände aller Räume des Hauses belebten. Für die Ernsthaftigkeit und Gründlichkeit seiner Bildung sprachen die wohlbestellten Bücherregale in seinem Arbeitszimmer.

Herr Wirtlein war der zweite Mann seiner Frau, und als solcher hatte er das Unglück, zu Lydia, seiner schönen Stieftochter, eine tiefe Neigung zu fassen. Er unternahm gegen diese Neigung, was irgend zu unternehmen war. Als er keinen andern Ausweg sah, zog er sein Weib in Mitwissenschaft, hoffend, daß ihm von ihr eine Rettung werde. Da auch dieser Schritt sich als erfolglos erwies, beschloß er, sich von seiner Familie zu trennen, bis etwa Lydia in eines andern Mannes Hände dauernd ihm entrückt sein werde. So lebte er denn nun in selbstgewählter Verbannung freudlose Tage dahin, und seine einzige Erheiterung war das Wenige von Kunst, das auszuüben seiner Geschicklichkeit beschieden war.

Frau Wirtlein dagegen hatte ein zu weites Herz, um ihrem Gemahl um dieser Verirrung willen zu zürnen. Ihr weites Herz war überhaupt der vorzüglichste Bestandteil ihres Wesens und ihre naive Sorglosigkeit gerade dazu angetan, aus lauter guter Meinung Verwirrung anzurichten. Zum Glück war sie bisher noch nie in die Lage gekommen, in wichtigen Fragen einen entscheidenden Einfluß geltend zu machen, und das Einzige, was unter ihrer Fürsorge gediehen war, Lydias Verhältnis zu Urban, schien sich gut anzulassen. Nun aber hoffte sie, nach Lydias Verbindung sich das Herz ihres Mannes wieder zurückzugewinnen.

Von all diesen Dingen wußten die jungen Leute nichts, und daß sie dem Herrn so harmlos gegenübertraten, bewirkte, daß auch er sich gefaßt und ungezwungen geben konnte. Wohl unterzog er den Liebhaber einer genauen Prüfung. Da sich dieser aber als echt erwies, ward er ihm in seinem Herzen zugetan, soviel ein Mann immer seinem glücklichern Nebenbuhler zugetan sein kann. Er verkehrte fast ausschließlich mit Urban, indessen die alte Großmutter Lydia im Gespräch festhielt.

Da aber doch eine gewisse Spannung zwischen den Anwesenden nicht ganz zu vermeiden war, kam es nicht zu einem völlig wohltuenden Zusammenwirken ihrer Seelen. Man blieb sich schließlich dessen bewußt, daß man es mit einem Mann zu tun hatte, der von seiner Frau getrennt lebte. Die jungen Leute fanden auch den Vater in ihm allzukühl, um sich als Kinder geben zu können, und weil die Großmutter auf ihres Sohnes Seite stand, konnte auch von ihr kein Heil kommen.

Daher trennte man sich frühzeitig voneinander; wenn auch die Versicherungen der Freude, sich kennen gelernt, beziehungsweise wiedergesehen zu haben, nicht völlig aus der Luft gegriffen waren, so fühlte man doch, daß ohne diesen Besuch den Beteiligten nicht viel entgangen wäre. Ließen die Scheidenden den Bleibenden, wenn auch ohne Willen, einen Stachel zurück, so nahmen sie dafür einen leichten Schatten mit aus dem stillen Hause.

Lange gingen die jungen Leute schweigend und sinnend nebeneinander her. Was Lydia nur dunkel ahnte, das ward Urban zur Gewißheit: daß der einsame Mann ein Schicksal zu tragen habe. Und wie Kinder in der Nacht, so drängten sie sich unter dem Druck, den sein leidvolles Auge auf ihre jungen Seelen ausübte, mit ahnungsvollem Schauern näher aneinander. Wie nach einem vorbeigegangenen Verhängnis suchten sich eifriger ihre Hände, leuchteten tiefer ihre Blicke und verlangten inniger ihre Herzen nacheinander.

Um so nachdrücklicher und ernster gestaltete sich aber dies Sichsuchen, und um so sehnlicher erwachte das Bedürfnis, sich zu geben, als auch über ihrem Liebesverhältnis das dunkle Auge des Schicksals bereits erschienen war, wie der Habicht über den Küchlein.

In einem heimlichen Winkel des Waldes gab die Sonne ihren Kindern noch schnell eine Sondervorstellung. Mit ihren Lichtern führte sie auf der bewegten Bühne einer jungen Quelle ihr neuestes Lustspiel auf. Der Frühling hatte die Kulissen gestellt. Die Finken machten Musik dazu. Eine Amsel stand im Goldregen. Sie hatte die Regie. Blumen bildeten auf der sanften Halde die dankbaren Zuschauer. Zu ihnen setzten sich die Liebenden.

Still schauten sie der anmutigen Handlung zu, bis die Sonne lächelnd und grüßend Abschied genommen hatte und die Blumen einzunicken begannen.

Und da begann Urban seiner Geliebten vom Habicht zu erzählen. Er hatte das Bedürfnis, sich auszusprechen. Er erzählte ihr alles, was er von Elisabeth wußte, und verschwieg ihr nicht eines. Er dachte, mit dem Schleier der Verborgenheit dem schönen Bild auch die Macht über ihn zu entreißen, hoffte sich Elisabeths Einfluß entziehen zu können, indem er Lydia als Wissende zwischen sie und sich hineinstellte, vertraute auf den Liebesreichtum seiner Anverlobten und glaubte, mit diesem Bekenntnis die Sache endgültig totsprechen und begraben zu können. Und auch diese Gründe seines Vorgehens teilte er ihr mit und betonte, daß er gewiß alles verschwiegen hätte, wenn es ihm nicht daran gelegen wäre, sich ihre Liebe zu erhalten. Er bat sie, sich von diesen Eröffnungen weder erschrecken noch entmutigen zu lassen, und bat sie dringlich, mit ihm nun über diese überwundene Gefahr hinwegzugehen und auch ihrerseits aufs neue sich ihm voll und gänzlich hinzugeben, wie auch jeder Tropfen seines Blutes wieder mit der alten Feurigkeit zu ihr hindränge.

Und Lydia antwortete vorderhand kein einziges Wörtchen. Wohl war es ihr weh und eng geworden während seiner Beichte. Nun sie aber alle Gefahr vorüber sah, atmete sie tief auf und lehnte sich erleichtert an seine Brust, und als er seinen Arm um ihre Schulter schlang und sein Auge das ihre suchte, blickte sie ihm hold ins Gesicht, und von der Liebe, die gar herrlich aus ihren Augen brach, träuften zwei schwere, leuchtende Tropfen zur Erde nieder.

Er aber begann, Zug um Zug von ihren Lippen Vergebung und neues Glück zu trinken, wovon ihre Seele einen unerschöpflichen Reichtum barg. Wenn auch ihre Liebesworte noch mit Seufzen untermengt und ihre Küsse mit Tränen gewürzt waren, so wußten sie doch nichts dem Gefühl der Geborgenheit gleichzustellen, das ihre Herzen zu erfüllen begann.

Als sie sich aber fürs erste genug getan hatten und mit glücklichen Sinnen aneinanderruhten, richtete Lydia eine Frage an Urban.

„Ist sie schön?" begehrte sie zu wissen.

Und da Urban bejahen mußte, fragte sie besorgt weiter:

„Viel schöner als ich?"

„Nein," antwortete Urban überzeugend. „Sie ist nicht schöner als du, nur anders schön. Schöner als du kann man nicht sein."

Das tat ihr wohl zu hören und beruhigte sie vollends. Nur den Wunsch, das Fräulein zu sehen, äußerte sie noch, und da er ihr versprach, sie einmal mit Elisabeth zusammenzuführen, schwand auch der letzte Schatten aus ihrer Seele. Es fehlte ihr nichts mehr zur Glückseligkeit.

Was sie sonst noch taten, verhüllte die Nacht dem Auge, und ihr Geflüster ward so heimlich, daß der Frühlingswind es zu übersäuseln vermochte.

Mit dem letzten Zug trafen die Liebenden gegen Mitternacht wieder in der Stadt ein, und während Urban das Haus aufschloß, schlug es zwölf Uhr vom Kirchturm.

Es war Neumond, doch eine klare Frühlingsnacht. Des Himmels ewige Blumengärten schauten freundlich auf die vergänglichen der Erde nieder. Aus den Sternen säuselte eine leise Wehmut über die junge Frühlingspracht dahin. Fest und klar standen die metallischen Blumen des Himmels, für die Ewigkeit bestimmt. Drunten atmete, schwankte und wogte das Blütenmeer, als könne es nicht festen Fuß fassen oder als wolle es schon wieder auf- und weiterflattern. Und all der Duft und das warme Glühen des jungen Lebens deutete auf Hingebung, auf Entäußerung und auf Vergänglichkeit.

Achtes Kapitel.

Mögen nun Urbans schriftliche Selbstbekenntnisse, allein der bessern Uebersicht wegen in Kapitel eingeteilt, seine sowie der andern Personen fernere Geschicke uns noch inniger nahebringen.

Somit glaubte ich nun wieder festen Grund unter meinen Füßen zu fühlen, also schreibt er weiter. Ich meinte auch andererseits alles aufs beste geordnet und in die Zukunft geleitet zu haben.

Ich mußte es aber erleben, daß alles, was der Sonntag und die abendliche Liebesstunde in meiner Seele aufgebaut und freudig mit Kränzen behangen hatte, unter dem ersten Blick von Elisabeths dunkeln Augen Feuer fing und in Flammen aufging. Was ich am Abend zu Lydia zurückbrachte, war ein armseliges, rauchendes Trümmerhäufchen.

Wir hatten in der Nacht ausgemacht, daß ich nun endgültig das Geschäft übernehmen solle, und hatten außerdem unsern Hochzeitstag angesetzt. Als sie mich nun gewahrte, ward sie rot. Doch trat sie mir entgegen, um die Beschließung des Handels von mir zu erfahren. Sie reichte mir die Hand und bot mir schamhaft den Mund. Da aber ihre Blicke die meinen trafen, ging ein Erschrecken über ihre Züge. Sie wich zurück von mir, ließ meine Hand sinken und schaute mir, als könne sie nicht fassen, was sie darauf geschrieben fand, eine Weile stumm und bänglich ins Gesicht. Dann senkte sie das Haupt, während das Blut in ihre Wangen kam und ging. Endlich bedeckte sie das Antlitz mit den Händen, wandte sich von mir ab und schlich langsam, als erwarte sie noch einen Zuruf, ihrem Zimmer zu, wo ich den Riegel gehen hörte. Ich sah sie an diesem Abend nicht wieder.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht mit dem ganzen Gefolge einer solchen, worunter Kummer und Sorgen noch gewiß die erträglichsten Lagergesellen sind.

Einmal stand ich auf, schlich, wie in der Folge noch oft, nach ihrer Türe, um nach ihr zu horchen. Ich hörte sie weinen, wie künftighin auf lange Zeit hinaus zu jeder Nachtstunde. Dann ging ich in den Garten hinab, was ich auch späterhin jede Nacht tat, als ein Kamerad der Fledermäuse, Eulen, Katzen und Glühkäfer, ein Genosse des Mondes, wenn er am Himmel stand, ein Ziel des Regens, ein Spiel des Sturmes, der Gegenstand vieler Schmerzen.

Am Morgen sahen wir uns fast nie mehr. Sie fand immer Anlässe fern zu bleiben. Beim Abendessen saßen wir scheu und bekümmert einander gegenüber. Wenn wir etwas zueinander sagten, sahen wir uns nicht an.

Wenn wir uns zufällig ansahen, senkten wir die Augen voreinander.

Aber auch zwischen den Frauen unter sich bestand eine fühlbare Verstimmung. Mir schien, als seien Mutter und Großmutter unzufrieden mit ihr. Erst später erfuhr ich, daß sie angegeben hatte, an unserm Mißverhältnis durch ein Wort mir gegenüber schuldig zu sein. Daher rührte es denn auch, daß ich von den Frauen nicht nur unbehelligt gelassen, sondern noch mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wurde.

So kamen und gingen die Tage. Wenn sie mir etwas Neues brachten, so war es eine neue Kümmernis; wenn sie mir etwas abnahmen, so wurde ich wieder um eine Hoffnung ärmer. Das Geschäft mit dem Meister war noch immer nicht erledigt, als er schon wahrnehmbar dem Tode entgegentrieb. Elisabeth und ich waren allein um ihn. Wir sorgten um ihn; wir teilten uns unsere Beobachtungen mit, tauschten unsere Vermutungen aus, trösteten einander, wenn wir um den Ausgang bekümmert waren, scherzten, wenn alles gut zu stehen schien. Sie kam ins Atelier, so oft es des Kranken Befinden gestattete. Ich dagegen blieb nach dem Essen so lange mit ihr zusammen, als es immer tunlich war, weil ich nur unter dem Licht ihrer Augen vergessen konnte. Und es ging ein Geist zwischen uns hin und her, der mir in ihrer Gegenwart in gleicher Weise wohltat, als es mich in ihrer Abwesenheit schwermütig machte. Es lag ein Wort in der Luft, das ausgesprochen zu werden immer dringender flehte, und ich begann zu fürchten, daß es sich einmal von selber aussprechen könnte.

So war es, als Elisabeth eines Tages unter allen Zeichen der Angst ins Atelier stürzte und mich bat mitzukommen: der Vater liege gewiß im Sterben.

Sie zog mich mit sich, und bald darauf standen wir vor dem Sterbenden; denn ein solcher war der alte Meister nun. Er sah uns an, und ich glaube, er hätte noch gerne etwas von seinem Geschäft zu mir gesagt. Da brachen ihm aber die Augen, und mit einem letzten Zittern streckte sich der gelähmte Körper zur ewigen Ruhe.

Ich drückte ihm die Augen zu, derweilen Elisabeth weinend an meiner Schulter lehnte. Wohl empfand ich ihre Nähe; aber die Gegenwart des Todes ließ keinen begehrlichen Gedanken in mir aufkommen. Ich ließ sie ruhig fürs erste ausweinen, indessen eine todesbange Wehmut mir durch die Seele zog. Ich war so unglücklich, wie vorher in meinem ganzen Leben noch nie und wie man gewiß nur einmal im Leben sein kann.

Die Trauergebräuche wurden erledigt wie überall, und es herrschte dasselbe Getümmel, wie es jeder Tote um sich zu versammeln pflegt. Wir sargten den erkalteten Leib ein, bedeckten den geschlossenen Sarg mit Kränzen und begruben den entseelten Meister am dritten Tag unter großer Beteiligung. Und dann wünschten einige Verwandte, die von fern herbeigekommen waren, zum Andenken ein Bild von Elisabeth, das ich dann besorgen mußte. Ich konnte mich dabei nicht enthalten, an jene andere Aufnahme zu denken, als ich mit Lydia unter ganz andern Stimmungen vom Ball kam.

Auch Elisabeth sollte nun ein Vollbild erhalten. Auch ihre Gestalt besaß Anmut und Haltung, wie sie Atem und Leben erhielt. Auch ihr Auge ruhte auf meinem Gesicht, während ich die Aufnahme veranlaßte.

Als alles geschehen und die Platte geborgen war, sprach sie mit einem leichten Lächeln:

„Warum hört man eigentlich nichts mehr von der jungen Dame, die vor etwa einem Vierteljahr an einem Sonntagmorgen hier zur Aufnahme gestanden hat?"

Sie hat uns gesehen, dachte ich und tat nicht eben überrascht. Dagegen trat mir die Frage peinlich nahe. Ich suchte jedoch auszuweichen.

„Vermutlich deshalb," antwortete ich, „weil nicht gut etwas zu hören ist, wo nichts gesagt wird."

„Ihre Antwort gefällt mir nicht," sagte sie ernst.

„Wie soll ich denn antworten?" fragte ich zurück.

„So, daß mich Ihre Worte erfahren lassen, was ich zu wissen wünsche."

„Ich kann Ihnen so nicht antworten."

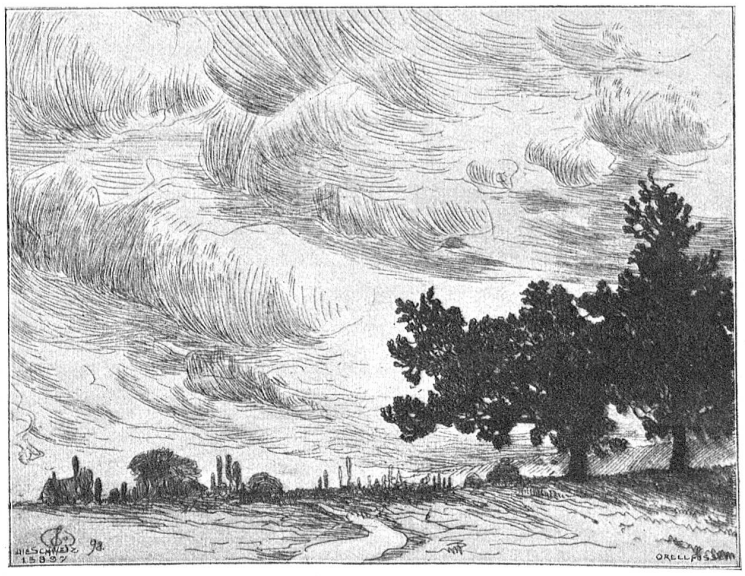
„Wenn ich zu fragen vermochte, so werden Sie doch auch wohl antworten können."

„Nun denn: aus demselben Grund, weshalb Sie über Ihre bevorstehende Vermählung schweigen."

Sie setzte sich auf einen Stuhl, wobei sie mich bedeutend ansah. Dann erwiderte sie:

„Ich erwartete halbwegs diese Antwort. Die Sache ist aber wieder nicht dieselbe. Wollen Sie das Mädchen unglücklich machen?"

Darauf entwickelte ich, ohne zwar den eigentlichen Grund zu nennen, gar verständig vor ihr, daß ich Lydia ehelichen müsse und daß ich hoffe, trotz allem doch noch glücklich zu werden mit ihr. Mein Herz sprach dagegen. Aber wenn ich das Gegenteil behauptet hätte, so würde es mir ebensowohl widerredet haben. Ich merkte aber wohl, daß mir Elisabeth nicht zuhörte. Denn nachdem ich schon eine Weile geendigt hatte, sagte sie nachdenklich:



Sturmwind. Nach Radierung (1898) von Emil Anner, Brugg.

„Wenn Sie dies Haus nie betreten hätten, so wäre uns beiden wohl geschehen ...“

Dann erhob sie sich, und nachdem ich auf die Frage, wann die Bilder fertig sein würden, geantwortet hatte, entfernte sie sich, um ihre Verwandten, die immer noch mit ihrem fremden Wesen das Haus füllten, wiederaufzusuchen.

Als aber diese Verwandten endlich eines um das andere abgezogen waren und wir uns wieder allein befanden — nur Gallus war noch da, machte sich jedoch kaum bemerkbar — überreichte sie mir im Atelier ihr Bild.

„Nehmen Sie es als ein Andenken!“ sagte sie ernst. „Es steht den Menschen wohl an, sich ein Andenken voneinander mitzugeben, wenn ihre Wege auseinandergehen. Ich hoffe auf eine gleichartige Erwiderung; mein künftiger Mann wird es dulden müssen. Und hängen Sie dies Bild neben das andere; es wird ein gutes Gegenstück sein und Ihnen immerhin noch als Zimmerschmuck dienen.“

Am Abend dieses Tages saß ich in meinem Zimmer und hielt die beiden ungleichen Bilder in der Hand, das lichte meiner Anverlobten und das düstere Elisabeths. Beide waren schön, beide waren mir teuer; zu dem Urbild der einen zog es mich mit immer größerer Gewalt, von dem Gegenstand der andern konnte ich nicht weg.

Als ich nun so recht tief in meine Betrachtungen versunken war, hörte ich ein bitterliches Aufschluchzen hinter mir. Lydia war eingetreten, ohne daß ich sie bemerkt hatte, und stand wohl schon eine geraume Weile mir im Rücken.

Ich legte die Bilder auf den Tisch, wandte mich nach ihr um und nahm ihre Hände in die meinen, sie so zu mir herabziehend. An meiner Brust, das weinende Haupt auf meiner Schulter, kam sie dann endlich wieder zu Worten.

„Was soll nun aus mir werden, Urban?“ stammelte sie unter fließenden Tränen. „Daß du mich nicht mehr lieb hast, könnte ich vielleicht noch ertragen; es wäre wenigstens keine Schande! Aber nun darf ich mich nicht mehr am hellen Tag unter Menschen sehen lassen, ohne schamrot zu werden. Urban, Urban, was hast du aus mir gemacht!“

Es war kein Zweifel: sie sprach von den Folgen jener unglückseligen Liebesnacht. Zugleich aber stieg brennendheiß in mir die Erkenntnis auf, daß mein Unglück nicht war, Lydia nicht mehr zu lieben, sondern Elisabeth auch zu lieben.

„Ich verstehe dich, Lydia,“ sagte ich, wobei ich innerlich sehr bewegt ward. „Aber das ist doch kein Grund zum Verzweifeln! Es bleibt doch immer dabei, was ich dir gelobt habe. Du wirst mein Weib werden, umsomehr, als du es schon bist!“

Sie schüttelte den Kopf, indem sie Elisabeths Bild in die Hand nahm.

„So, wie wir jetzt stehen? Was mag das für eine Hochzeit geben!“

„Es ist ihr Abschiedsgeschenk,“ erwiderte ich.

„Geht sie fort?“ fragte sie mit einem sichtbaren Hoffnungsschimmer in den Augen.

„Nein. Aber sie heiratet einen andern.“

„Das hast du damals auch schon gewußt. Sie wird dich auch nun nicht mir lassen!“

„Wenn ich ihr alles sage?“ fragte ich schnell. Der Gedanke gab mir Mut.

„Das kannst du nicht. Eine solche Eröffnung steht höchstens mir, dem Weibe, zu,“ entgegnete sie nachdenklich.

„So ... so sprich du mit ihr!“ sagte ich. Mein Mut wuchs zusehends.

Lydia betrachtete immer noch das Bild. Nun klagte sie kleinmütig:

„Sie blickt so stolz.“

Dann brach sie wieder in Tränen aus.

„Ach, Urban!“ schluchzte sie. „Ich wollte dich ja gewiß nicht so quälen, wenn nicht das wäre! Aber was sollte ich denn nun ohne dich? Ich fürchte mich vor dem Sterben.“

Da legte ich ihre tränennasse Wange an die meine; in meiner Brust sprang ihre schlafengegangene Blume wieder voll auf; ich aber sagte:

„Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Ich kann dich nun noch viel weniger lassen als sie.“

„So hast du mich lieber als sie?“

„Ich weiß es nicht. Aber du stehst mir jetzt näher und wiegst mir schwerer. Denn du trägst ein Pfand von mir.“

Sie schaute mir forschend, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, ins Auge. Dann fragte sie mit einiger Zaghaftigkeit:

„Darf ich ihr das auch sagen?“

„Du willst also mit ihr reden?“

„Wenn du mich hinbringen willst.“

Das wird die Luft vollends klären, dachte ich, wenn das endgültige Scheiden auch weh genug tun mag. Ohne Zaudern erwiderte ich daher:

„Ich werde dich gleich am nächsten Sonntag zu ihr führen, und du darfst ihr sagen, was dir rätlich und nützlich deucht und uns den verlorenen Frieden zurückbringen wird.“

Da atmete sie tief auf und lächelte sogar ein wenig.

„Du hast mir wieder Hoffnung gemacht,“ sagte sie dann. „Darf ich der Mutter nun sagen, daß wir uns wieder versöhnt hätten? Wir müssen uns aber dann auch zueinanderstellen wie Versöhnte. Darf ich?“

„Du sollst sogar; denn mir selbst wird nun leichter bei dieser Wendung. Und nun wollen wir doch noch glücklich werden!“

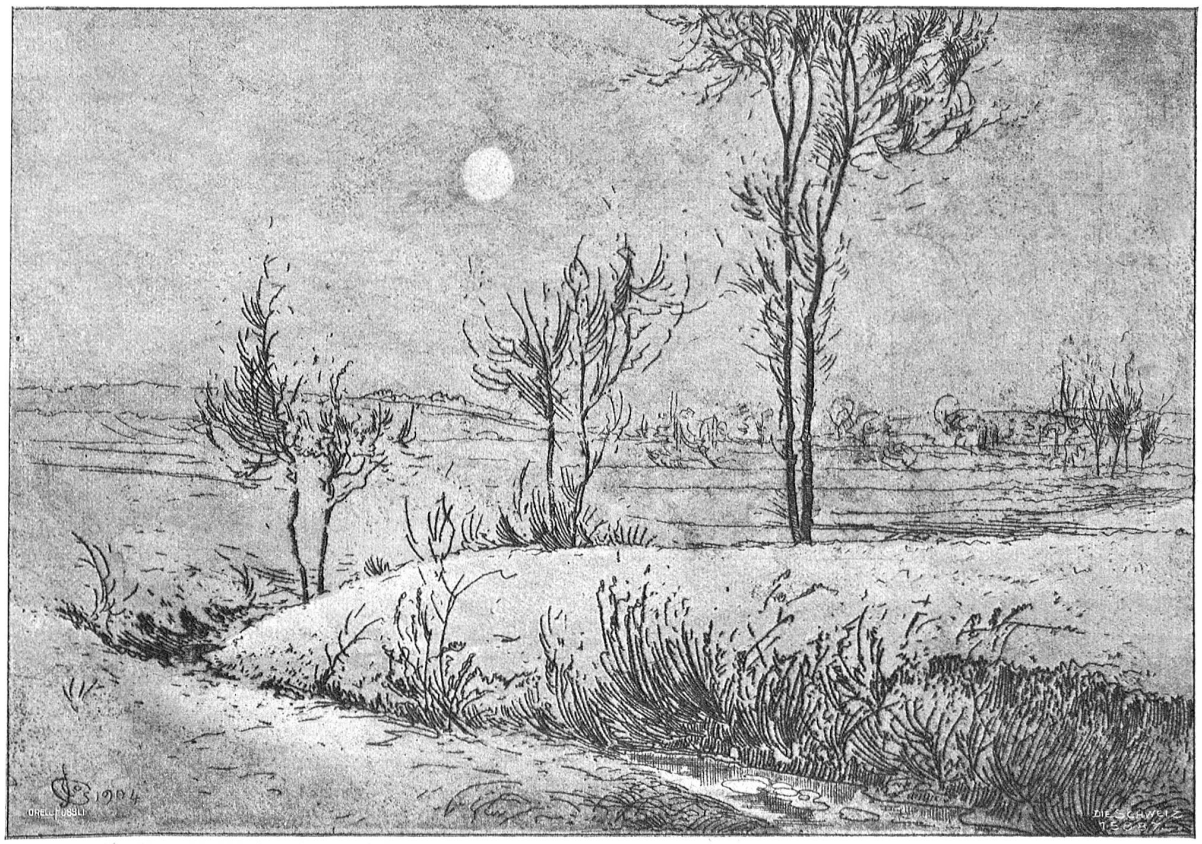
An jenem Abend waren wir auch wirklich noch einmal so recht von Herzen selig. Sie blieb bei mir bis gegen Mitternacht. Dann setzte ich mich neben ihr Lager, und lange plauderten wir noch und freuten uns der wiedererwachten Einträchtigkeit. Dann schlief sie endlich ein, müde vor Freude, lächelnden Gesichtes, die Wange auf meiner Hand.

Neuntes Kapitel.

Und dieser neue Friede hielt stand. Das süße Werdende hielt unsere Herzen kräftiglich beisammen und ließ der Reue keine Statt.

Lydia hatte heute einen freien Sonntag, und weil ich merkte, daß es ihr lieb sei, begleitete ich sie in die Kirche. An diesen Gang schloß sich noch ein kleiner Spazierweg an, und sie freute sich dabei gar sehr ihres Lebens.

Sie schien mir schöner als je. War sie ein wenig schmälern Gesichtes, so bot ihre Gestalt einen um so



Winterfonne. Nach der Radierung (1904) von Emil Anner, Brugg.

lieblichern Anblick, und auf ihren erblaßten Wangen blühten nun die Rosen des Glückes. Den ältern Frauen gereichte es sehr zur Befriedigung, als sie uns solchermaßen einträchtig und fröhlich in die Stube treten sahen, und zum ersten Mal nach mehrern Wochen lagen wir wieder mit vollem Genuß dem Mittagsmahle ob. Der Friede trug die Gerichte auf, die Liebe versah die Beleuchtung, und die Freude würzte uns die Speisen und belebte unsere Gespräche.

Für den Nachmittag lud ich Lydia ein, mich zu einer vertraulichen, dem Frohsinn geweihten Zusammenkunft der Mitglieder der Xenia zu begleiten, an der ich sonst nicht teilgenommen hätte — allerdings mit der Voraussetzung des Besuches bei Elisabeth. Gerne willigte Lydia ein, weil auch sie sich freute, die angenehmen jungen Leute vom Jubiläumsfest wieder zu sehen. Ich legte ihr's aber ans Herz, sich, und zwar besonders mit Rücksicht auf den Besuch, so schön zu machen, als es ihr immer möglich sei, und es zeigte sich dann auch, daß das nicht wenig war. Schon von Natur mit rührendster Schönheit begabt, entdeckte ich nun noch zudem an ihr einen gar feinen Blick für das Liebliche, für einen unschuldigen, unauffälligen, doch um so wirksameren Putz. Sie war nicht nur schön, sie wußte auch schön zu sein.

Da ich ihr mein Entzücken unverhohlen aussprach, faßte sie auch Mut zur Begegnung mit Elisabeth, um so mehr, als ich ja mit ihr ging.

Da wir in das Wohnzimmer traten, fanden wir außer Elisabeth auch Gallus anwesend. Ich stellte Lydia als meine Braut vor. Gallus beeilte sich, mir seine Freude auszusprechen, die um so echter gewesen sein dürfte, als sich unser Verhältnis in der letzten Zeit wirklich zur Freundschaft herausgebildet hatte und wir auf du und du zueinander standen.

Mit einer leisen Scheu betrachtete indessen Lydia ihr schönes Gegenüber, die in ein geschmackvolles Trauerkleid gehüllte Elisabeth. Es entstand eine kleine Pause, während der die Empfindungen und Gedanken lebhaft genug herüber- und hinübergeschossen sein mögen. Dann aber glitt ein liebenswürdiges Lächeln über des Fräuleins Züge. Zugleich schritt sie auf Lydia zu, erfaßte ihre Hände, und was sie zu ihr sprach, das glaubte und dankte ich ihr von Herzen.

„Ich freue mich recht sehr, Sie kennen zu lernen," sagte sie mit Wärme. „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ein wenig eifersüchtig gewesen bin auf Sie, wie ich überhaupt eifersüchtig bin auf jeden, der einen seltenen Schatz besitzt, ehe ich weiß, ob er seiner auch würdig ist. Habe ich dies dann aber eingesehen, so bleibt mir nur die Wahl, ihm den Besitz zu gönnen oder mich zu schelten, daß ich zu spät gekommen. Und Ihnen" — sie lächelte — „muß man ihn gönnen, was zwar nicht ausschließt, daß man sich auch zugleich ein wenig grämen könnte."

Dann nötigte sie uns Platz zu nehmen. Gallus über-

wand rasch seine Verwunderung über seiner Schwester Rede, und bald waren wir alle bei Tee und Zuckergebäck in ein freundschaftliches, offenherziges Gespräch verwickelt. Und nachdem Gallus mit einigen freundlichen Komplimenten Lydias Selbstbewußtsein wieder gestärkt hatte, nahm auch sie immer freimütiger an den Verhandlungen teil. Gallus' ritterliche Art und Lydias stille Frauensitte waren die Ufer, über welche die Wellen von des Fräuleins und meiner bewegten Gemütsverfassung nicht hinausschlagen durften. Daher rührte es wohl auch, daß von der heimlichen Spannung, die doch zwischen uns bestand, ganz und gar nichts zu fühlen war. Wir verlebten nicht nur eine recht ungetrübte Stunde miteinander, sondern behielten, wenigstens Lydia und ich, auch einen durchaus angenehmen Eindruck von dieser Begegnung. Unser Vorhaben hatten wir allerdings nicht ausführen können, und Lydia glaubte sogar, daß es überhaupt nicht nötig sein werde; so sehr hatte sie des Fräuleins ungesuchte Herzlichkeit beruhigt. Ja, auch ihrer Aufforderung zu öftern Besuchen, sonderlich in der Woche, war sie geneigt, baldigst zu entsprechen. Sie war ganz und gar von Elisabeth eingenommen.

Wie geplant, schlossen wir dann diesen Tag im Kreis der Freunde, wo uns noch gar manches Erfreuliche zuteil ward. Und es war auch wieder spät in der Nacht, als wir endlich herzlich müde unsere Schlafstätten aufsuchten.

Nunmehr glaubte auch ich selbst, daß ich unbedenklich, trotz Elisabeths Nähe, das wirtschaftliche Fundament unserer künftigen Ehe auf das Grolsche Geschäft gründen dürfte, und schon am folgenden Tage leitete ich die Verhandlungen um dessen Uebernahme ein. Gallus freute sich meines Entschlusses gar sehr und machte mir vor lauter Vergnügen und wohl auch aus Unkunde der Verhältnisse so lächerlich leichte Bedingungen, daß ich ihn als ehrlicher Freund schlechthin wohl um das Doppelte der Summe hinauftreiben mußte, wobei ich mich immer noch gut genug stand. In einer Stunde war der ganze Handel erledigt und ich Besitzer eines angesehenen Geschäftes.

Als Elisabeth endlich dazu kam und den Vertrag mit ihrem Bruder unterschreiben sollte, sah sie ernst und bedenklich darein.

„Ich glaubte bis jetzt noch, Sie würden es aus vielen Gründen vorziehen, in Ihre Heimat zurückzukehren," sagte sie zu mir. „Ich möchte den Kontrakt lieber nicht unterschreiben. Da aber" — sie schaute mich bedeutend an — „die Pietät in Geschäftssachen kein gültiger Faktor ist, muß ich mich bescheiden."

Ich verstand wohl, was sie mit dem Wort Pietät meinte, und hatte keinen Anlaß, Gallus über dessen eigentlichen Sinn aufzuklären, als er entgegnete:

„Aber, liebe Elisabeth, wir können mit diesem Geschäft doch nichts anfangen, und es ist gewiß besser in des Vaters Meinung gehandelt, wenn es fortbesteht, als wenn wir es aus Pietät zerfallen lassen."

„Nun ja, du siehst, ich füge mich," antwortete das Fräulein, indem sie unterschrieb, ohne einen Blick auf den Inhalt des Schriftstückes zu werfen.

Wenn es ihr Todesurteil gewesen wäre, so hätte sie es auch unterschrieben, mußte ich nachher denken. Lydia aber bereitete ich durch die Mitteilung von dem endlich durchgeführten Kaufgeschäft eine freudige Ueberraschung. Und so großes Vergnügen hatte ihr noch kein Geschäft gewährt als der Gang nach den verschiedenen Tageszeitungen, um die notwendigen Inserate selbst zu veranlassen. Die gedruckten Annoncen schnitt sie dann aus und legte sie in ihr Gesangbuch.

(Schluß folgt).

Wo soll man Lyrik vortragen?

Nachdruck verboten.

Nach radierter Skizze (1896) von Emil Anner, Brugg.

Träumeschweres Halbdunkel weht durch das altertümliche Zimmer. Wenige herbduftende Wachskerzen erhellen aus hohen Wandleuchtern die kunstreiche Decke. Schummrige Schatten spielen um die barocke Stuckatur. Vor dem Kaminfeuer sitzen in weiten wohligen Armstühlen ein paar junge Freunde. Manche Stunde war seit dem Mittag in fröhlichem Geplauder vorübergeeilt; jetzt läßt man allmählich den knisternden Scheiten das Wort und den flinken Zünglein der lustigen Flammen. Ganz langsam verglutet das Feuer, und die glimmenden Kohlen werfen nur noch einen ruhigen rötlichen Schein auf das Eisbärenfell vor den Stühlen. Vielleicht setzt sich jetzt einer der Freunde ans Klavier und träumt in Tönen die Bilder weiter, die vor ihm aus der sterbenden Glut aufgestiegen — — Wenn der letzte Akkord verrauscht, geht ein Lächeln des Verstehens über die Gesichter: die leise Wonne des tiefen Mitgenießens, deren Schauer sie durchrieselt — diese happy few. Zwischen die Kelimvorhänge hinein spielt schon das Mondlicht mit dem weichen Duft der seidenen Teppiche. Einer der Freunde heftet die verträumten Augen auf die bläulichen Strahlen; sie rufen ihm alte, halb vergessene Geschichten ins Gedächtnis. Vielleicht erinnert er sich jetzt der singenden Strophen Verlaines: «La lune blanche luit dans le bois . . .» Er spricht die Rhythmen unhörbar vor sich hin, die zweite Strophe lauter, die dritte für die andern wie für sich. Und nun reiht sich wohl noch ein Gedicht an, dann noch weitere. Der erste Empfindungskreis süßer Melancholie dehnt sich aus; Goethe, Storm, Mörike geben seinem Traum bewegte Sprache, und eine ganze Welt zieht in Schmerzgesängen und Lustkadenzen an ihm vorüber. Die andern schmiegen sich in die weiten Stühle und träumen in stillem Lauschen. Als er seine Symphonie mit einem Allegro con fuoco Gottfried Kellers geendet, dankt ihm da ein glänzendes Augenpaar, dort ein Handdruck; vom Klavier her zieht nach einer Weile das Adagio aus der Pathétique mit leisem Flügelschlag durch das Zimmer . . .

Wer so den Vortrag von Lyrik kennen lernt, weiß erst, welch vornehme Genußfülle in dieser feinsten Art der Kunstvermittlung liegt. In welch prunkender Gewandung treten